

## »Wahrer Gott und wahrer Mensch« Bemerkungen zum Wesen des Christentums\*

Es kommt häufiger vor, daß ein mit einem Mikrophon ausgestatteter Mensch unsereinen in die Lage versetzt, kurz zu einem kirchlichen oder theologischen Sachverhalt Stellung zu nehmen. Auch wenn ich diese einer heute oft üblichen Instant-Mentalität geschuldeten Situationen nicht liebe – man kann nicht alles in ein paar Sätzen zusammenfassen – so zwingen sie einen doch, sich zu konzentrieren, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden. Die Herausforderung dieses Beitrags liegt darin, die Frage zu stellen und zu beantworten, was die Mitte des christlichen Glaubens sei. Ich tue dies nicht als Religionswissenschaftler, d.h. mit einem Blick von außen auf das, was Christen so glauben, sondern als Theologe, d.h. als jemand, der ein Teil dessen ist, worüber er spricht. Auch wenn ich nicht verhehle, daß ich römisch-katholischer Theologe bin, wird meine Antwort sich nicht auf in meiner Kirche geltende Sonderlehren verlegen, sondern Sachverhalte darstellen, die ökumenisch, wie ich meine, unstrittig sind.<sup>1</sup>

Dies gilt für Jesus Christus als die Mitte des christlichen Glaubens und die daraus sich ergebende Überzeugung vom dreieinen Gott. Auf diese beiden Glaubensinhalte werde ich mich im Folgenden konzentrieren. Wenn ich abschließend auf die politische Dimension des Glaubens eingehe, dann weil dieser nicht nur für wahr gehalten, sondern gelebt werden will.

### *Jesus Christus als Mitte des christlichen Glaubens*

Christentum – eine Offenbarungsreligion? Ja. Christen glauben, daß Gott sich »viele Male und auf mancherlei Weise« (Hebr 1,1) offenbart hat, daß er dies aber in endgültiger und nicht nochmals überbietbarer Weise in Jesus Christus getan hat. In der Theologie der letzten 200 Jahre hat sich dafür der Begriff der »Selbstmitteilung Gottes« herausgebildet. Ich werde darauf zurückkommen.

Christentum – eine »Buchreligion«? Nein. Die Bibel ist für Christen keine Offenbarungsurkunde, sondern Offenbarungszeugnis. Worin liegt der Unterschied? Im Status dieses Textes für die Theoriebildung oder sagen wir es einfacher: für den Glauben. Eine geltende Urkunde fordert unmittelbar Geltung. Ein Zeugnis weist über sich hinaus auf denjenigen, der sich bezeugt und bezeugt wird. Das Wort Gottes ist für

\* Vortrag in der Samstags-Uni, 1. Dezember 2012

<sup>1</sup> Da der Vortragsstil beibehalten wurde, wird auf Literaturangaben verzichtet. Nachgewiesen werden nur wörtliche Zitate. Für weiterführende Literatur verweise ich auf Peter Walter, Theologischer Grundkurs: Einführung in die katholische Glaubenslehre, in: Systematische Theologie. Modul 3, hrsg. von Karlheinz Ruhstorfer (Theologie studieren im modularisierten Studiengang; UTB 3582), Paderborn 2012, S. 89–187.

Christen kein Buch, sondern eine Person. Damit unterscheidet sich das Christentum nicht nur von den asiatischen Religionen, sondern auch von der Auffassung vieler Menschen in der Gegenwart, die sich durchaus als religiös einschätzen, aber an keinen personalen Gott glauben (können), sondern im Göttlichen eher eine Kraft vermuten, ein Numinoses, Faszinierendes, aber keine Person.

Daß dieser Gott geschichtlich handelt, selber geschichtlich konkret wird in einem Menschen, das ist ein weiterer Stein des Anstoßes, nicht nur für heutige Menschen. »Die Griechen suchen Weisheit« (1 Kor 1,22), d.h. eine rational einleuchtende Erklärung der Welt und des Menschen und dadurch eine Lebenshilfe, das wußte schon Paulus. Ihre Mythen erzählten von dem, was nie war und immer ist. Trotz ihrer narrativen Oberflächenstruktur berichten sie nicht geschichtliche Ereignisse, sondern künden vom ewigen, unveränderlichen Sein. Anders die Auffassung des Judentums und des Christentums, nach der Gott sich durchaus geschichtlich zu erkennen gibt: im Exodus, im Menschen Jesus von Nazaret und in seinem Kreuz.

Weil sie daran glaubten, haben Menschen davon erzählt und wurden ihre Erzählungen aufgeschrieben und gelten bis heute als »Wort Gottes«. »Gotteswort in Menschenmund« – dies gilt nicht nur für die Autoren der biblischen Bücher, sondern auch für Jesus Christus als den Offenbarungsmittler, das Wort Gottes, schlechthin. Wir haben von ihm keine schriftlichen Texte, und auch sonst wenig »O-Ton«. Schon allein die Tatsache, daß es vier Evangelien gibt, die sich in nicht wenigen Einzelheiten unterscheiden, gibt zu denken. Sie sind keine Tatsachenberichte im modernen Sinn, sondern wollen in je spezifischer Weise von Jesus Zeugnis ablegen.

Für Paulus konzentriert sich alles auf das Kreuzesereignis (Karfreitag und Ostern). Dadurch wird Jesus als der erkennbar, der er ist: »Jesus [ist] der Herr (kyrios)« (Röm 10,9). Das ist die kürzeste denkbare Zusammenfassung des christlichen Glaubens. Die Evangelien gehen glücklicherweise nicht so restriktiv vor, obwohl auch sie letztlich Passionserzählungen mit langer Einleitung sind. Sie bieten darüber hinaus eine Fülle an Worten und Taten Jesu, in denen deutlich wird, wer er war und was er wollte.

Im 2. Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, das auf ein römisches Taufbekenntnis des 2. Jh. zurückgeht, wird dieser Glaube zusammengefaßt: »und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn«. In diesem kurzen Satz stecken drei zentrale Aussage über den Menschen Jesus von Nazaret. Er ist der »Christus«, die Erfüllung der alttestamentlich-jüdischen Hoffnung auf einen Menschen, der Gottes Reich endgültig aufrichtet, auf den Messias. Christus ist nichts anderes als die griechische Übersetzung dieses hebräischen Titels. Wenn Jesus »Sohn Gottes« genannt wird, überträgt man auf ihn eine andere Würde-Aussage des Alten Testaments, die dort über einzelne Menschen oder Israel als ganzes gemacht wird. Allerdings wird durch das Adjektiv »ein(zig)geboren« das Alleinstellungsmerkmal Jesu zum Ausdruck gebracht, das in dem dritten der drei ihm verliehenen Titel grundgelegt ist: »unser Herr«. Dies ist keine Höflichkeitsformel und bringt auch nicht einfach nur ein innerweltliches Abhängigkeitsverhältnis zum Ausdruck, sondern bedeutet ein Gottesprädikat. Die Juden sprechen bis heute den Gottesnamen nicht aus, sondern umschreiben ihn, u. a. mit »der Herr«. Wenn die Christen dies auf Jesus Christus anwenden, wollen sie damit seine Göttlichkeit aussagen.

Die Zuwendung Gottes zu den Menschen in Jesus wird nirgendwo so deutlich, wie in den Zeichenhandlungen, die Jesus in der Nacht vor seinem Sterben vollzogen hat: Mahlgemeinschaft und Fußwaschung. Beide Zeichenhandlungen stehen für die Gemeinschaft Jesu mit den Seinen durch seinen Dienst an ihnen und für seine Hingabe, die ihnen zugute kommt. Sie interpretieren das Kreuz im Licht der Hoffnung über den Tod hinaus, die in Jesu Wort über den Kelch zum Ausdruck kommt: »Ich werde nicht mehr von der Frucht des Weinstocks trinken bis zu dem Tag, an dem ich von neuem davon trinke im Reich Gottes«. (Mk 14,25)

Jesus mußte nicht sterben, weil Gott das gefordert hätte, weil Gottes Zorn über die sündige Menschheit durch ein blutiges Opfer hätte besänftigt werden müssen. Jesus mußte sterben, weil er den führenden Autoritäten seines Volkes unbequem war, weil diese sich mit der römischen Besatzungsmacht, die um den Erhalt des Status quo fürchtete, gegen ihn verbündeten. Die Erzählung der Tempelreinigung bringt dies plausibel auf den Punkt.

Ja, man kann Jesu Tod als »Opfer« verstehen, wenn man nicht einen religionsgeschichtlichen Opferbegriff zugrunde legt, nach dem die Menschen Gott etwas geben, um von ihm etwas zu erhalten (»Do ut des«), sondern denjenigen Israels. Die Eigenart Israels im religionsgeschichtlichen Vergleich besteht darin, daß es den Kult und seine Opferrituale nicht als menschliche Ersatzleistung gegenüber der erzürnten Gottheit verstanden hat, sondern als Ort, an dem sich das Volk jeweils neu dem Bundeshandeln Gottes öffnet und es dieses an sich erfährt. Das kultische Fest erhält nach alttestamentlich-jüdischer Auffassung somit den Sinn, der feiernden Versammlung eine Großtat Gottes gegenwärtig zu machen. Diese Aktualisierung geschieht hauptsächlich in der Form des Lobpreises Gottes, in dem dieser für sein Handeln an Israel gepriesen und die Hoffnung auf sein erneutes Eingreifen zugunsten seines Volkes thematisiert wird.

Diese spezifische Vorstellung, aus der auch das christliche Eucharistieverständnis lebt, hat zwei Voraussetzungen:

- zum einen das biblische Verständnis der »korporativen Persönlichkeit«, nach dem der Mensch nicht zunächst als Individuum existiert, sondern als Teil einer Gemeinschaft, die nicht nur von der jeweiligen Gegenwart, sondern noch mehr von ihrer Herkunft und Zukunft bestimmt ist;

- zum anderen die biblische Vorstellung von Zeit und Ewigkeit, nach der die Zeit der Menschen nicht als eine Abfolge von Augenblicken verstanden wird, sondern als eine Entfaltung der göttlichen Ewigkeit bzw. des göttlichen Lebens, die weder ziellos noch nach Art einer zyklischen Wiederholung gedacht wird, sondern als auf eine Vollendung hinführend; umgekehrt wird die Ewigkeit nicht als endlose zeitliche Dauer, sondern als Gegenwart gedacht, in der Gott seinen Geschöpfen gegenwärtig ist; er ist dies nun nicht auf eine geschichtslose Weise, sondern in geschichtlichen Akten, die die Zeit bestimmen und sie somit jeder Zeit gegenwärtig sein lassen. Der feierliche Vollzug der kultischen Feier bringt die Präsenz des göttlichen Heilshandelns zum Ausdruck.

Nirgendwo wird dies deutlicher als in der Feier der Osternacht, in der als erste Lesung die Erzählung von der Schöpfung »am Anfang« aus dem ersten Buch der Bibel verkündet wird, danach der Exodus und am Ende das Evangelium von der Auferweckung des Gekreuzigten. Die Botschaft, die darin zum Ausdruck kommt, heißt: Gott, der die Welt und den Menschen geschaffen hat, überläßt diese nicht sich selbst, sondern eröffnet ihnen ei-

nen Weg zur Vollendung. Die Auferweckung des Gekreuzigten ist die Zusage Gottes an uns, daß er zu uns steht. Paulus:

Ich bin gewiß: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn. (Röm 8,38f.)

### *Trinitätslehre*

Das Neue Testament hält ganz selbstverständlich an der Überzeugung von der Einzigkeit Gottes fest, wie sie sich in Israel herausgebildet hat und wie sie im Sch'ma Jisrael zum Ausdruck kommt: »Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr«. (Dtn 6,4f., zitiert nach Mk 12,29). Dieser Monotheismus ist letztlich keine Weltanschauungsfrage, sondern das Ergebnis religiöser Erfahrung und Ausdruck gläubiger Praxis. Israel hat Gott als den treu zu seinen Verheißungen Stehenden erfahren und sich allen konkurrierenden Götterangeboten der Umwelt zum Trotz für ihn entschieden. Beim biblischen Bekenntnis zum einen Gott geht es um mehr als um eine quantitativ-numerische Aussage. Es geht vielmehr um eine qualitative Aussage. Der eine Gott ist wesentlich der *einzigste* Gott. Aus dem Wesen Gottes als der alles bestimmenden und alles umfassenden Wirklichkeit folgt seine Einmaligkeit mit innerer Notwendigkeit. Diese Schlußfolgerung freilich steht so nicht in der Bibel, sondern faßt in abstrakter Weise einen Vorgang zusammen, der sich auf geschichtlich verschlungenen Pfaden vollzogen und in der Schrift narrativ seinen Niederschlag gefunden hat.

Die Trinitätslehre hätte sich nicht gebildet ohne die Reflexion auf die Erfahrung, die gläubige Menschen mit Jesus von Nazaret, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, gemacht haben. Sie haben Jesus Christus als *kyrios* bezeichnet und angebetet, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß Gott selbst, der Unbegreifliche, sich ihnen in endgültiger und unüberholbarer Weise in diesem Menschen mitgeteilt hat. Das späte Johannesevangelium bringt diese Überzeugung von der Offenbarungsmittlerschaft Jesu auf den Begriff: »Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen«. (Joh 14,9)

Jesus selber hat Gott »Vater« genannt, in seiner aramäischen Muttersprache: »abba«. Er nimmt damit ein Wort der familiären Sprache auf, um das Verhältnis Gottes zu den Menschen zu beschreiben, um den Abstand zwischen diesem und uns zu verkürzen. Gerade deshalb war diese Bezeichnung im Judentum umstritten, das ganz von der Erhabenheit Gottes durchdrungen ist, der nicht bildlich dargestellt und dessen Name nicht ausgesprochen werden darf. Im babylonischen Exil, als alle herrschaftlichen Vergleiche für Gott wie König und Herr der Heerscharen unglaublich geworden waren, greift man auf die familiäre Sprache Vater – und Mutter – zurück, um die erhoffte Nähe und Treue Gottes zum Ausdruck zu bringen. Daran knüpft Jesus an. Es ist kein niedlicher Gott, den er seinen und unseren Vater nennt, und schon gar kein männlicher. Daß mit der Rede von Gott als Vater – und mit dem Hinweis auf das Mannsein Jesu und der Zwölf – ganz konkret irdische patriarchale Herrschaft (nicht nur in der Kirche) begründet werden kann und wird, steht auf einem anderen Blatt. Diese patriarchalen Strukturen zu kritisieren, etwa den Ausschluß von Frauen vom

ordinierten Amt durch den Papst, ist das eine. Nach einer Gebetssprache zu suchen, die Gott nicht nur geschlechtsneutral mit unpersönlichen Metaphern wie Feuer, Hauch, Leben benennt und anspricht, sondern auch mit einem grammatischen Geschlecht versehene Begriffe gebraucht, wie Vater und Mutter, um seine Personalität zum Ausdruck zu bringen, ist das andere. Bei all dem muß klar sein, daß alle Begriffe, die wir auf Gott anwenden, nur Bilder und Analogien sind für den, der, wie Martin Luther nicht müde wurde zu betonen, der verborgene Gott ist. Aber das darf keine Rechtfertigung für die traditionell männliche Sprache in Bezug auf Gott sein und bleiben.

Weil Gott aber nicht verborgen bleiben und die Menschen und ihre Welt sich selbst überlassen wollte, hat er sich offenbart, für den christlichen Glauben in Jesus von Nazaret in nicht noch einmal zu überbietender Weise und er ist gegenwärtig in seinem Geist.

Damit ist das gegeben, was die Theologie als heilsökonomische Trinität bezeichnet:

Der ursprunglose Gott, der sich in zwei verschiedenen Gegebenheitsweisen selber mitteilt und wegen der Einheit und Verschiedenheit dieser beiden Weisen und wegen der unumgreifbaren Souveränität, die er auch in seiner Selbstmitteilung behält, nicht einfach in einer toten Identität mit diesen zwei Gegebenheiten gedacht werden darf. In dieser heilsökonomischen Trinität heißt der ursprunglos und souverän bleibende Gott Vater, in seiner Selbstmitteilung in die Geschichte Logos, in seiner Selbstmitteilung an die Transzendentalität des Menschen Heiliger Geist. [...] Entscheidend bei diesem Satz ist es aber zu sehen und zu bekennen, daß durch die Zweiheit der Gegebenheiten Gottes für uns die Gegebenheit Gottes in sich selbst nicht verstellt oder durch etwas vermittelt wäre, was nicht Gott selbst ist. Logos und Heiliger Geist dürfen nicht als vermittelnde Modalitäten gedacht werden, die von dem einen Gott verschieden sind. [...] Bei der radikal verstandenen *Selbstmitteilung* Gottes an die Kreatur muß die Vermittlung selbst Gott sein und kann keine kreatürliche Vermittlung bedeuten.<sup>2</sup>

Die Struktur des Rahnerschen Gedankens gleicht dem soteriologischen Ansatz der frühen Kirchenväter. In der Aussage, daß der Logos und der Heilige Geist Gott selbst sind, sieht Rahner »nicht eine Abschwächung oder Verdunkelung des richtig verstandenen Monotheismus [...], sondern seine Radikalisierung«.<sup>3</sup> Wer nicht mit der Möglichkeit rechnet, daß Gott als er selbst in der Geschichte anwesend ist, bleibt für Rahner ein abstrakter Monotheist. Rahner ist der Überzeugung, daß der Monotheismus, wenn er trinitätstheologisch verstanden wird, nicht abstrakt bleibt.

Gott muß durch sich selbst zu sich vermitteln, sonst bleibt er letztlich fern und nur in dieser Ferne gegeben durch die zerteilende Vielfalt kreatürlicher Wirklichkeiten, die in Gottes Ferne hineinweisen. Das sagt der Satz von der Göttlichkeit der zwei fundamentalen Gegebenheitsweisen Gottes in der Welt, und er ist somit das radikale Ernstnehmen des konkreten Monotheismus.<sup>4</sup>

<sup>2</sup> Karl Rahner, *Einzigkeit und Dreifaltigkeit Gottes im Gespräch mit dem Islam* (1978), in: Karl Rahner, *Sämtliche Werke*, Bd. 22/1b, bearb. von Peter Walter und Michael Hauber, Freiburg – Basel – Wien 2013, S. 656–669, hier: S. 664f.

<sup>3</sup> Ebd., S. 665.

<sup>4</sup> Ebd., S. 667.

Wem die christliche Trinitätstheologie mit all ihren begrifflichen Feinheiten zu kompliziert ist, den mag Rahner beruhigen, der feststellt,

daß die Rede von »drei Personen«, ja auch von Trinität (die ja im Neuen Testament so gar nicht zu finden ist) gar nicht unabdingbar notwendig ist, um das auszusagen, was das Christentum mit dieser Trinitätslehre eigentlich meint. In einer religiösen Sprache könnte man an sich ruhig vom Vater sprechen, der in seinem Logos in der Geschichte und in seinem Geist in uns selbst als er selber unsagbar nahe ist [...] Wenn man dies bekennen würde und so näher bei dem Sprachgebrauch des Neuen Testaments verbliebe, hätte man [...] doch die Substanz des christlichen Trinitätsdogmas ausgesagt und würde vielleicht leichter Bedenken anderer Monotheisten vermeiden können, auch wenn es wahr bleibt, daß diese anderen Monotheisten immer auch gebeten werden müssen, sich um ein richtiges Verständnis der christlichen Trinitätslehre zu bemühen [...].<sup>5</sup>

In den vorgetragenen Überlegungen sollte deutlich werden, daß das Christentum sich mit dem Judentum einig weiß im Bekenntnis zur Einzigkeit Gottes, wie sie in Dtn 6,4 (»Höre Israel! Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig.«) zum Ausdruck kommt. Das trinitarische Bekenntnis verläßt nach christlichem Selbstverständnis die gemeinsame monotheistische Grundüberzeugung keineswegs, sondern stellt die spezifisch christliche Ausprägung des Monotheismus dar. Die Trinitätslehre gründet nicht primär auf einer abstrakten Spekulation über Gott, sondern auf dem Glauben an die Auferweckung und Erhöhung Jesu durch den Vater sowie auf dem Bekenntnis zu Jesus als dem »Herrn« und zu seiner bleibenden Gegenwart im Heiligen Geist. Das trinitarische Gottesverständnis hat kein anderes Ziel, als den Glauben an den liebenden Gott, den das Christentum mit dem Judentum und dem Islam teilt, zu vertiefen. Nach christlicher Auffassung ist die Trinitätslehre die Voraussetzung dafür, daß die Menschen in Jesus Christus Gott dem Vater begegnen und daß das Bekenntnis zu Jesus als dem Herrn nicht von ihnen, sondern von Gottes Geist gewirkt ist. Die Gemeinsamkeit mit dem Judentum war und ist dem Christentum so wichtig, daß es Deutungen des Glaubens an den dreieinen Gott in Richtung eines Drei-Götter-Glaubens (Tritheismus) immer abgelehnt hat und ablehnt.

### *Die politische Dimension des christlichen Glaubens*

Jesus Christus sagt uns nicht nur etwas über Gott, sondern auch über den Menschen: »Christus, der neue Adam, macht eben in der Offenbarung des Geheimnisses des Vaters und seiner Liebe dem Menschen den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung«.<sup>6</sup>

Der Gott, an den die Christen glauben, ist ein menschenfreundlicher Gott. Das Neue Testament spricht von der »Menschenliebe« (philanthropia) Gottes (Tit 3,4). Diese ist konkret geworden in Jesus von Nazaret und will konkret werden durch die, die ihm nachfolgen. Jesus hat dies zum Ausdruck gebracht in seiner Fortführung des Sch'ma

<sup>5</sup> Ebd., S. 668f.

<sup>6</sup> 2. Vaticanum, Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute »Gaudium et spes«, Nr. 22.

Jisrael, in dem von der Liebe zu Gott über alles die Rede ist. Er hat ein weiteres Gebot des Alten Testaments mit dieser Aufforderung zur Gottesliebe auf eine Stufe gestellt: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst«. (Mk 12,31=Lev 19,18) Im Lukasevangelium macht Jesus mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter deutlich, was das heißt (Lk 10,25–37). Der 1. Johannesbrief bringt den unlösbaren Zusammenhang von Gottes- und Nächstenliebe auf die einfache Formel: »Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht«. (1 Joh 4,20) Was den New Yorker Polizisten, der Ende November einem barfüßigen, frierenden Obdachlosen ein Paar Stiefel gekauft hat, dazu bewogen hat, weiß ich nicht. Ich weiß nicht, ob er aus christlichen Motiven handelte, und möchte diese Tat nicht vereinnahmen. Das zufällig entstandene Handyfoto geht um die Welt und macht die Welt etwas heller, auch wenn aus dem Handeln des Polizisten keine Massenbewegung entsteht.<sup>7</sup>

Der christliche Glaube schließt gesellschaftliches, politisches Handeln ein. Er ist keine Vertröstung auf ein besseres Jenseits, sondern ruft zum Einsatz für eine Gestaltung der Welt, die dem Glauben an den Gott entspricht, der ein Gott der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens ist.

<sup>7</sup> Vgl. den nachdenklichen Beitrag von Hannes Stein, Obdachloser will Schuhe des Polizisten nicht tragen, in: Die Welt, 03.12.2012 (<http://www.welt.de/vermisches/weltgeschehen/article111781661/Obdachloser-will-Schuhe-des-Polizisten-nicht-tragen.html>; 13.08.2013).